

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 37

Artikel: Aventura [Fortsetzung]
Autor: Berthoud, Dorette
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647262>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aventura

Roman von Dorette Berthoud ◊ Übertragung von A. Guggenheim



10. Fortsetzung

Schweizer Feuilleton-Dienst

Er wendete sich an Oom Martin :

«Ihr wundert Euch? Der Bursche hier ist mein einziger Kamerad, und da lasse ich ihm alle Ungezogenheiten durch. Übrigens könnte ich mir keinen besseren Helfer wünschen. Da drinnen» — Oom Jafta tätschelte den Bauch des Tierchens — «trägt er sein kleines Medizinfläschchen stets für mich gefüllt. Affen-Urin. Nichts besseres auf der Welt gegen Rheuma, Skrofeln und Krebs! Jawohl, zum Donnerwetter noch mal! Wir beide zusammen fabrizieren gute Arznei!»

Noch nie hatte ich einen solchen Schwätzer gesehen, nie einem Prahlhans wie er war, zugehört. Im Vergleich zu Oom Jafta war König Salomon ein Stümper. Dieser Quacksalber tat ja, als ob es in seiner Macht stünde, das Leben aller Buren um mindestens zehn Jahre zu verlängern! Ihm allein war es zu verdanken, wenn vom Vaal bis zum Limpopo die Krüppel wieder liefen, die Wasser-süchtigen sich entleerten, die Krebskranken dem Gevatter Hein ein Schnippchen schlugen!

«Letzthin», sagte er, «führte man mir den Farmer von Beaufort zu. Ein Kerl wie ein Baum. Ihr habt ihn gekannt?»

«Ja», antwortete Oom Martin, «er ist gestorben.»

«Er ist gestorben, jawohl. Alle Menschen müssen einmal sterben. Worauf es ankommt, ist, ihr Leben zu verlängern... Man führt mir also den Farmer aus Beaufort zu. Er hatte Hoden-Wassersucht mit Cœrcel. Euer grosses Brandyfass, Oom Piet, hat einen kleineren Umfang als dieser Unglückliche ihn hatte! Er selbst gab sich schon auf; seine Familie jammerte und nahm Abschied von ihm. Ich jage jedermann zum Zimmer hinaus; ich binde den Kranken auf den Tisch, bohre ihm ein Loch durch den Bauch und lege ihm einen Ablaufhahn aus Silber an, um das Wasser herauszulassen. Dabei schneide ich noch verschiedene Geschwülste weg, die da und dort im Magen entstanden waren. Nachher verordne ich ihm den Gebrauch von hydragogischen Mitteln. Sechs Wochen später schor der Kerl seine Schafe.»

Die gelehrten Ausdrücke, deren Bedeutung ihm selbst dunkel blieb, machten auf die Zuhörer ungeheuren Eindruck. Der Kankerdokter rühmte sich, mit den Rezepten der alten Buren und den Geheimnissen der Eingeborenen vertraut zu sein. Er habe sie von seinem Vater übernommen, dem sie vom Grossvater übermittlelt worden waren; der Grossvater seinerseits habe sie von einem Zauberer aus Basuto-Land empfangen. Oom Jafta war das Gift bekannt, in das die Buschneger ihre Pfeilspitzen eintauchen, das Kraut, das der Zulu in den Milchschlauch seines Feindes einschmuggelt. Er hatte ein sicheres Mittel, unfruchtbare Frauen fruchtbar zu machen, und an der offenen Tafel bot er der errötenden Betje eine Art Fetisch aus Holz an, das drei nackte Figürchen darstellte.

Er behauptete, ein schiefer Hals werde durch Halsketten kuriert, die aus den Rückenwirbeln von Schlangen angefertigt seien, und Flechten durch Einreiben mit Mimosaabblättern. Ausführlich legte er die Theorie der «männ-

lichen» und der «weiblichen» Heilmittel dar, die man unter Beobachtung des Gesetzes vom Kontrast anwenden müsse. Was den Krebs anbetraf, so machte sich Oom Jafta anheischig, ihn binnen 21 Tagen zum Verschwinden zu bringen, und zwar durch Pflaster aus roter Erde, durchtränkt mit gewissen sehr heftig ziehenden Mitteln.

Dass die Mittel sehr aktiv ziehen mussten, bewies allein schon das Stöhnen Tante Olgas, die immer noch den Herrn und Erlöser um Linderung und Beistand anflehte.

Der beinahe hypnotische Einfluss, den der Kurpfuscher mit seinen Reden auf die Anwesenden ausübte, war derart zwingend, dass alsbald jeder der Tafelgenossen irgendein Leiden an sich entdeckte. Sam, der «bijwoner», litt an den Füssen: Oom Jafta empfahl ihm das Auflegen von Schildkrötentatzen. Kaatje beklagte sich über ein wenig Atemnot: für fünf Schilling überliess er ihr ein Säckchen Aufgussblätter. Oom Piet hustete nachts sehr viel: der Heilkundige entnahm seiner Büchse eine Aalhaut und wickelte sie ihm um den Hals. Endlich liess man noch die Hottentottenmagd eintreten, an deren einem Bein sich eine grosse Krampfadergeschwulst zeigte.

«Krebs, Krebs!», rief Oom Jafta aus.

Und ohne einen Augenblick zu zögern, legte er ihr ein Pflaster auf, ähnlich demjenigen Tante Olgas. Bald hörte man denn auch das arme Weib in der Küche wimmern.

Je länger sich die Unterhaltung hinzog, desto reichlicher wurde der Zusatz von Schnaps, den der «Dok» jeweils in seine Tasse Kaffee schüttete. Plötzlich begann er gegen die englischen Ärzte von der Mission loszuziehen, diese Kerle, die die Heiltätigkeit schwer in Verruf brachten...

«Unwissende sind es! Geschmeiss aus den Hörsälen! Hottentottenhunde», schrie er. «Verdammte Schwindler,

Summertag

Von Edgar Chappuis

*Blau isch der Tag und sunnehäll und schön,
am Himmel flüge Wulke-n-übers Land,
und Bletter flattere im wilde Föhn...
da nähme mir is eifach still bir Hand.*

*Mer wandere fäldy, s'isch glych wohi...
Ja, d'Wäld isch herrlech i der Summerszyt,
und sy mer müed, so leue mer e chly,
der Tag isch gross, und ds Alter isch no wyt.*

*Los d'Vögel singe, d'Sunne schynt so warm,
und troume cha me, läbt us luter Glück,
mir loufe wyter, gäbe-n-is der Arm,
und mängisch luege mer versunne zrück.*

die die Kundschaft hereinlegen, ihr den Kopf mit Unsinn vollpropfen und nicht einmal den Krebs kurieren können!»

Schliesslich geiferte er gegen einen neuen Kankerdokter, von dem man ihm in Pietersburg bis zum Überdruss erzählt hatte. «Ein Scharlatan, ein Hochstapler, der in einem vergoldeten Karren herumzieht und die Masse dadurch anlocke.» Mit erhobener Faust drohte der Alte dem Eindringling:

«Er soll es wagen, sich in dieser Gegend blicken zu lassen! Bei Gott, ich hänge ihm den Krebs an!»

Oom Piet fand nun doch, diese Art Aufschneiderei sei starker Tabak. Er unterbrach ihn:

«Aber so geht doch, Oom Jafta! Ihr haltet uns für dumm! Es ist schon allerhand, wenn man Krebs kurieren kann, aber Ihr wollt mich doch nicht glauben machen, dass Ihr ihn hervorrufen könnt?»

Der Alte geriet in Wut, rollte die Augen.

«Gott sei mir Zeuge!» rief er, und hieb mit der Faust auf den Tisch, dass die Tassen tanzten. «Genau zweiundfünfzig Tage nach der ersten Einreibung tritt der Krebs zutage!»

Voller Furcht und Bewunderung richteten sich alle Augen auf den Mann mit dem langen Bart. Eigentlich schien es natürlich, dass ihm eine solche Macht verliehen war. Mit seinem ungeheuren Körper, seiner starken Nase und den Adlernaugen, die der Alkohol erglühen liess, seinem Affen auf der Schulter, hatte er etwas Satanisches an sich. Frikje gab der Empfindung der Anwesenden Ausdruck, als er mit seiner klanglosen Stimme rezitierte:

«Hütet Euch, hütet Euch vor den Hexenmeistern und den falschen Doktoren!»

Es folgte ein Augenblick betroffenen und ängstlichen Schweigens.

«Was sagt der kleine Apostel dort unten?», schrie Oom Jafta und brach in ein Gelächter aus, das die Fensterscheiben klirren machte.

Nicoline dagegen, leichtgläubig und erregbar und stets von allem Geheimnisvollen und Gewalttätigen angezogen, hatte die Worte des Quacksalters eingesogen wie damals die des Diggers und Hendrick Le Roux. «Sie ist noch ein Kind», sagte ich mir, um mich einzulullen, aber ich fühlte doch sehr deutlich, dass in diesem kleinen Mädchen die unruhige Natur des Weibes, eines ehrgeizigen, unerschrockenen, ungezügelter Weibes, erwacht war.

Endlich leerte Oom Jafta seine Tasse bis zum letzten Tropfen und erhob sich. Nicht ausgeschlossen war, dass ihm die glänzenden Augen des Mädchens auffielen.

«Sieh mal an», machte er und griff ihr an das Kinn, «sie ist rundlich und hübsch geworden, das kleine Ding, seit ich ihr Harmoniumunterricht gegeben habe. Denkst du noch daran, du Schelm?»

«O ja, natürlich», antwortete sie. «Es sind noch nicht viele Jahre seither!»

Er zog aus der Tasche ein Metallplättchen von ungefähr drei Millimeter Dicke und reichte es ihr hin.

«Lege das da unter das Kopfkissen deiner Mutter. Und wache darüber, dass man es nie wegnimmt, weder bei Tag noch bei Nacht. Der Geist der Vorfahren wohnt darin.»

«Pfft.» Der Pfiff galt seinem Affen. Er schlug mit der Geste eines italienischen Carabinieri seine Pelerine um und schrie mir zu:

BERNER WOCHE ALMANACH



So lebt der chinesische Staatspräsident

Ein starker Arbeiter und ein schwacher Esser

Das Leben grosser Leute, besonders in schweren Zeiten, hat immer die Menschheit interessiert. Wie sie leben und essen, schlafen und arbeiten — möchte man wissen. Jeder kann sich vorstellen, dass z. B. das Dasein eines Staatspräsidenten in Kriegszeiten nicht gerade leicht ist und das eines Generalissimus noch schwerer. Aber wenn einer beide Aufgaben gleichzeitig zu erfüllen hat, verzichtet der Alltagsmensch gerne darauf, mit ihm zu tauschen. Ein Mann, der sich diesen doppelten Pflichten annimmt und sie musterhaft erfüllt, ist der chinesische Generalissimus Chiang Kai Shek, der seit dem Tode des alten Präsidenten auch noch in Tschungking das Amt des Präsidenten der chinesischen Republik innehat. Man sagt, Chiang Kai Shek befolge drei Maximen in seinem Leben: einfach leben, systematisch arbeiten und immer die gute Laune behalten. Aber betrachten wir einmal Chiang Kai Sheks normalen Arbeitstag:

Er ist Frühaufsteher, der seinen Morgen Spaziergang bereits um 7 Uhr beendet hat und sich um diese Zeit an seinen Schreibtisch setzt, um sein Tagewerk zu führen. Er schreibt also — wie ein Weiser — erst, nachdem er eine Nacht darüber geschlafen hat, über das, was am Vortage geschah. Aber er führt eine scharfe Selbstkritik und fasst ferner seine neuen Ideen, die noch nicht reif sind für die Welt, in kurzen

Sätzen, in streng geheimen Aufzeichnungen zusammen. Nur einmal fiel sein Tagebuch in die Hände eines Gegenspielers. Das war im Jahre 1936, beim sogenannten Sian-Zwischenfall, als Chiang Kai Shek Gefangener des Generals Chang Hsueh Liang wurde. Aber als man sein Tagebuch gelesen hatte, trug man einige Ausschnitte daraus — als Beweis der absoluten Lauterkeit und Sauberkeit der Gesinnung des Gefangenen — dem Offizierskorps vor, und führte Chiang Kai Shek mit einem Ehrengelichte nach Nanking zurück.

Nach seinen Tagebuch-Eintragungen macht Chiang seine Notizen über schwebende Projekte, die im Laufe des Tages behandelt werden sollen. Wenn keine Telephone von den Fronten ihn stören, nimmt er meist gegen 8 Uhr sein Frühstück zu sich; eine Suppe, ein paar Nudeln und einen Napf Reiswasser. Hinzu kommen nur noch ein paar Stücke eingemachte Gemüse. Das früher bevorzugte getrocknete Fleisch ist schon lange fortgefallen.

Bis 11 Uhr vormittags folgen Besprechungen, Unterbreitung wichtiger Dokumente, Erläuterungen zu Projekten, zu denen seine persönliche Entscheidung erforderlich ist. Um 11 Uhr kommen Regierungsbeamte und Generäle.

Gegen 13 Uhr isst Chiang Kai Shek meist in Gesellschaft von ein oder zwei eingeladenen Personen. Europäische Küche gibt es schon lange nicht mehr im Haushalte Chiangs. Seit Nanking beschränkt man sich ausschliesslich auf die chinesische Küche: einen Napf Suppe, zwei oder drei Gemüse, einen Napf Reis und eine Fleischsorte. Kein Wein, nur ein wenig Tee oder Reiswasser wird als Getränk gereicht. Nach chinesischen und europäischen Begriffen ist Chiang Kai Shek ein sehr kleiner Esser. Dabei muss man bedenken, dass der Chinese, wenn er es sich leisten kann, sonst sehr gern und gut isst.

Alle Chinesen sind mit der mageren Esserei bei Chiang nicht einverstanden. Der kugelige und für seinen ungeheuren Appetit bekannte General Sun Lien Chung machte eines Tages als Gast bei Chiang einen so unglücklichen und hungerrigen Eindruck, dass Chiang lachend Anweisung gab, nur für diesen Gast noch ein halbes Dutzend Gerichte fertig machen zu lassen. Und ein anderer General, Feng Yu Hsiang, war so erstaunt, so wenig Fleisch auf dem Tisch zu sehen, dass er zwar nichts sagte, aber dem General am andern Tage ein riesiges gemästetes Schwein als Geschenk schickte.

Man hatte oft mit Chiang Kai Shek über das Essen gesprochen. Er behauptet, er sei nur deshalb bei so guter Gesundheit, weil er nie zu viel esse.

Nach der Mahlzeit folgt eine eingehende Zeitungslektüre, wobei alle nur erreichbaren ausländischen und chinesischen Blätter berücksichtigt werden. Nach 16 Uhr rücken dann die Bittsteller und besonderen Informatoren an. Das geht so bis gegen 20 Uhr. Zum Abendessen, an dem meist seine Gattin teilnimmt, isst der Präsident nicht mehr als zum Frühstück. Nach dem Essen kommen die Spezialisten und halten Vorträge oder suchen die vom Präsidenten vorbereiteten Fragen zu beantworten. Um 23 Uhr ist der Tag zu Ende. Natürlich gehen in dringenden Fällen die Telephone die ganze Nacht hindurch. Man wird zugeben müssen, dass es angenehmere Tagewerke gibt als dieses. Aber — wie schon gesagt — versteht Chiang Kai Shek es meisterhaft, sich mit guter Laune seiner vielfältigen Aufgaben zu entledigen, um am nächsten Morgen wieder seine Eigenkritik in sein Tagebuch zu notieren, von dem man sagt, es sei ihm neben seiner Gattin und Vertrauten der wertvollste Begleiter auf seinem nicht leichten Lebensweg. Ti.

«Spann den Esel ein! Nitou und ich, wir fahren jetzt nach Hause.»

VII.

Der Doktor Sequala.

Der Quacksalber hatte recht behalten: Tante Olga genas zur Zeit des Mondwechsels. Das Pflaster hatte auf die lymphatischen Nervenbündel eingewirkt und die kranken Gewebe resorbiert. Aber ein entsetzliches Wundmal war entstanden: ein violettes Loch, in welchem sich eine blaue Zickzacklinie vom Ohr bis nahe zum Mund hinzog. Arme Tante Olga! Auf solche Weise entstellt, bot sie einen furchtbaren Anblick. Zum Glück war ihre Freude, dem Tode entronnen zu sein, so innig, dass sie sich über ihr Aussehen keine Rechenschaft gab.

«Eine grosse Scheu war ich denen, die mich kannten», sagte sie mit den Worten Davids; «die mich sahen auf der Gasse, flohen vor mir . . ., da sprach ich in meinem Vorwitz: Ewiger, ich bin von Deinen Augen verstossen . . ., dennoch hörtest Du meines Flehens Stimme, da ich zu Dir schrie.»

Und voll neuen Mutes nahm sie in unserer Mitte ihr gewohntes, arbeitsreiches und zugleich eintöniges Leben wieder auf, ein so eintöniges Leben, dass man sich eigentlich darüber wundern konnte, wie hartnäckig sie sich daran klammerte.

Der Herbst war gekommen, die Zeit der Obst- und Kartoffelernte. Die Regenfälle wurden spärlicher, die Nächte schon empfindlich kühler. Man näherte sich der trockenen Jahreszeit, in der der afrikanische Himmel über dem «veld» seine immerwährend wolkenlose blaue Kuppel wölbt und die Arbeit auf der Farm sich merklich verlangsamt.

Auf diesen Zeitpunkt werden von den Buren meistens die Hochzeiten angesetzt. Hendrick Le Roux kam häufig, zeigte sich Kaatje gegenüber als beflissener Verlobter, aber für mich stand ausser Zweifel, dass ihn eine starke Leidenschaft zu Noline erfasst hatte. Ich wunderte mich sogar, dass allein ich es bemerkt haben sollte. Jedenfalls wurde nicht mehr von Hochzeit gesprochen. Hendrick hatte uns dargelegt, dass die Winterszeit sich am besten für Schürfungen eigne und er deshalb nicht durch andere Dinge abgelenkt zu werden wünschte. «Vielleicht», fügte er hinzu, «werde ich die Zeit ausnützen, um mir in Johannesburg einige Minenbetriebe anzusehen.»

Durch methodische Ausbeutung der goldhaltigen Vorkommen auf Harmonia glaubte er sich auf dem Punkte, ein grosses Vermögen zu machen. Selbstverständlich wurden diese Illusionen durch Salomon Marinowitz sorgfältigst genährt. Von seinen Plänen und Hoffnungen sprach Hendrick mit so viel Feuer und Zuversicht, dass Meister Martin seinerseits sich überzeugen liess. Schliesslich war es Oom Piet gar nicht unangenehm, die ältere Tochter noch einige Monate zu Hause zu behalten. Und da sie selbst nichts dagegen einzuwenden hatte . . . Zudem versicherte Kaatje, dass sie gerne noch bei der Mutter bleiben wolle, die seit einiger Zeit öfters wieder Ermüdungserscheinungen zeigte, und sich auf einmal über Schmerzen auf der Brust beklagte. Oh! Kein richtiger Schmerz, mehr nur ein Druck, eine leichte Anschwellung.

Im Mai, während der Tage, die dem Erntedankfest vorangingen, schien Tante Olga ihre ganze Tatkraft wiedergefunden zu haben. Von früh morgens bis spät abends knetete sie grosse Pfingstbrote und bereitete die Geschenke in natura vor, die man zur Kirche trägt.

In Molsgat war gegenüber dem Portal ein langer Tisch auf Holzböcken aufgestellt. Bevor sie das Gotteshaus betraten, kamen die Frauen eine nach der anderen und legten auf den Tisch ihre Braten und Kuchen, ihr Eingemachtes,

ihre Waffeln und ihre Fladen nieder. Die Männer trugen aus dem Fuhrwerk Kürbisse, Korn und Früchte, manchmal ein Zicklein, ein Ferkel oder Geflügel herbei. Auf dem weiten Platze, den eine niedrige Mauer aus getrocknetem Schlamm umgab, standen, wie damals an Weihnachten, ausgespannte Karren und Leiterwagen. Auch kleine Feuer waren angezündet, deren Rauch zum Himmel emporstieg, offenbar als Symbol all der dargebrachten Opfergaben.

Der Gottesdienst wurde unter freiem Himmel abgehalten. Man hatte eine Feldkanzel errichtet und der Diakon von Lydenburg, ein ehrwürdiger weisshaariger Geistlicher, hielt in seiner brüchigen Stimme die Predigt. Auf der einen Seite waren entblössten Hauptes die Männer und jungen Burschen der Umgegend versammelt, auf der anderen die Frauen und Mädchen. In einer Gruppe abseits hörte das schwarze Gesinde der Predigt zu. Hinter dem Tische stand Tante Olga mit ihren zwei Töchtern und der Hottentottin Selena, die die Fliegen mit einem Kuhschwanz abwehrte.

Es war die Obliegenheit Frau Martins, die vom Pastor vorher gesegneten Gaben an die Bedürftigen zu verteilen. Ich half ihr dabei so gut ich konnte. Wir luden alles auf den Wagen und fuhren von Tür zu Tür, um die Esswaren dort niederzulegen, wo man vermutete, Hilfe tue am meisten not. Keinen Augenblick verlor Tante Olga ihre Ruhe und Sanftmut und ihren Sinn für Methode, aber sie sah äusserst blaus aus, und am Abend gab sie selbst zu, sie falle vor Müdigkeit um.

Im übrigen bemerkte ich an ihr von neuem jenes sorgenvolle Aussehen, das mir vor Weihnachten aufgefallen war. Hatte sie vielleicht, gleich mir, beobachtet, wie Hendrick sich von Kaatje loslöste und für Noline ein Interesse an den Tag legte, das das Kind erwiderte?

Le Roux' Besuche auf Aventura wiederholten sich jetzt häufiger. War es Zufall, dass dann Noline jedesmal ihr rosarotes Kleid und das schwarze Halsband trug, das die sanfte Kurve ihres Halses so vorteilhaft betonte? Indes, der Verlobte Kaatjes wahrte den Anschein. Stets verbrachte er den «Abend» mit ihr. Ich meinerseits hatte keine Lust mehr, die beiden durch meinen Gespensterspuk zu erschrecken. Ganz besonders befremdete mich aber, dass Hendrick, anstatt während der hellen Winternächte heimzureiten, sie jeweils auf Aventura verbrachte. Man hatte ihm auf dem Dachboden eine Kammer angewiesen, nicht weit von der meinen. Er kam immer sehr spät hinauf. Ich konnte mir nicht gut erklären, wie es kam, dass die zwei mageren Kerzen Tante Olgas so lange brannten. Vielleicht mogelten die Verlobten, indem sie erst die eine und dann die andere brennen liessen? Doch hielt ich dies für sehr unwahrscheinlich.

Mir gegenüber liess es jetzt Noline an der früheren Zutraulichkeit fehlen. Nie mehr kam es vor, dass sie sich im Wagenschuppen oder auf der Steinmauer zu mir setzte. Offenbar hielt sie sich auf ihre Stellung als heiratsfähige Tochter des Hauses sehr viel zugute und vermied es, mit dem Stallburschen sich abzugeben. Ich wagte nicht mehr, ihr, wie früher, kleine Geschenke aus Molsgat mitzubringen, argwöhnte sogar, dass sie von anderer Seite solche Geschenke bekomme. Ihr Charakter nahm eine immer unliebsamere Entwicklung, und es traten an ihr alle jene Fehler zutage, die ich vorausgeföhlt hatte. Oftmals nahm ihr kleines Gesicht einen derartigen Ausdruck von Härte an, dass es nahezu hässlich wurde. Im Hause zeigte sie sich nervös und reizbar; sie behandelte die Schwester äusserst schlecht und widersetzte sich dann und wann sogar ihrer Mutter, etwas, das auf Aventura noch nie vorgekommen war. Nach und nach föhlte ich mich durch all dies heftig abgestossen.

(Fortsetzung folgt)